Liturgiereform – das Ziel erreicht?

Der Autor ist langjähriger Funktionär der katholischen Jugend Österreichs und arbeitet als Pensionist ehrenamtlich im Archiv des Katholischen Jugendwerks Österreichs. Als Schriftleiter verantwortet er das Periodikum „Mitteilungen des Dokumentationsarchivs des ÖKJW“. Er gilt als einer der besten Kenner der Geschichte der kirchlichen Jugendarbeit in Österreich. (Ed.)

SAME ODER DURCHBRUCH

Erstaunliches ist da vor mehr als 80 Jahren geschehen: Am Katholikentag 1933 wurde beim Festgottesdienst in Schönbrunn erstmals die von Pius Parsch in Klosterneuburg entwickelte »Betsingmesse« vorgestellt. Sie erfuhr dort ihren internationalen Durchbruch mit weit über 200 000 Teilnehmenden. Die bisher »hörende Gemeinde« wurde erstmals zur »aktiven mitfeiernden Gemeinde« aufgewertet. Der Durchbruch gelang. Kardinal Theodor Innitzer schien von dieser Neuerung überwältigt zu sein. Verpflichtend schrieb er allen Pfarren vor, Betsingmessen wenigstens einmal im Monat anzusetzen. Im Überschwang der Gefühle schrieb er später: *»Zum Schönsten aus der Zeit meines bischöflichen Amtes gehört die Tatsache, dass die Betsingmesse zum ersten Mal in Wien gefeiert wurde und von hier aus ihren Siegeszug durch die ganze katholische Welt genommen hat.«*

Natürlich stützte sich die so gepriesene liturgische Neuerung auf viele »Vorläufer« im deutschen und französischen Sprachraum. Das so nebenbei.

Es bleibt jedoch die Frage offen: War es Same oder Durchbruch?

Interessant, dass sich drei Monate nach besagtem Katholikentag der (damals junge) Priester Dr. Dorr – der spätere Dompfarrer von St. Stephan – mutig zu Wort meldet und harte Kritik an der bisherigen Seelsorge – vor allem für Kinder und Jugendliche – übte:

»Wir wollen die totale Erziehung durch die Kirche. Änderungen der

äußeren Form tun es nicht, sondern der innere Geist. Folgende Grundsätze sind erforderlich:

- 1. Wir müssen die Passivität überwinden.*
- 2. Wir müssen der Jugend Vertrauen schenken.*
- 3. Wir müssen die Masse überwinden und in Gemeinschaft verwandeln.*
- 4. Wir müssen Rücksicht nehmen auf die einzelnen Lebensalter und deren Wünsche*
- 5. Zur Freiheit muss Bildung und Autorität treten.*
- 6. Die ganze Arbeit ruht auf dem Führerprinzip: daher ist Führerschulung unbedingt notwendig.*

Wichtig ist auch ein genauer Arbeitsplan und vor allem die Überwindung der Gasthausatmosphäre.

Die ganze Arbeit muss in der Pfarre wurzeln. So wird der junge Mensch erzogen, ohne dass er es weiß.»¹

Was Kirche lehrt, was Kirche lebt, das sollte für alle verständlich werden – vornehmlich für die heranwachsende Generation. Dazu zählte natürlich auch die Liturgie. Dorr warb und fand Mitstreiter. Dazu gehörte auch Pius Parsch, der leidenschaftliche Verfechter der Betsingmesse. In den neu errichteten diözesanen Seelsorgeämtern, die allerdings in ihren Arbeitsweisen abhängig von der Einsicht ihrer Bischöfe waren, fanden sie die Basis ihres Wirkens. Es gibt eine Reihe von Dokumenten, die ein emsiges Bestreben dieser »jungen Garde« bekunden. Immer wieder wird die Standesseelsorge betont. Damit verbunden seien geeignete Kinder- und Jugendgottesdienste, wobei nicht nur die Themen der Predigten den Zuhörern entsprechend zu gestalten, sondern auch in der Mitfeier der Messe neue Formen einzusetzen seien. Aktive Teilnahme! Nicht mehr »Absitzen einer Messe«!

Gelangten diese Anregungen jedoch bis an die Basis? Das ist eine interessante Frage! Wie sah damals die pfarrliche Basis überhaupt aus? Die meisten Leser werden die tatsächliche Situation nicht erlebt haben und damit kaum beurteilen können – sie vielleicht sogar mit dem Slogan wohlwollend umschreiben: Ja, damals stand es um den Glauben viel besser!

¹ Nachlass Rudolf.

Es scheint vorerst eine überaus positive Momentaufnahme zu werden:

- Die Sonntagsgottesdienste waren bestens besucht – die Kirchenräume voll von Betenden.
- Die abendlichen Andachten – vor allem Maiandachten – erfreuten sich großer Beliebtheit.
- Die Auferstehungs- und Fronleichnamsprozessionen erreichten Volksfestcharakter. Alle kirchlichen Vereine beteiligten sich. Selbst Fernstehende fand man zahlreich im Spalier.
- Wenn ein Prälat oder gar der Bischof zu einer Feier angesagt war, zählte dies zu den herausragenden Festen.

Viele Vertreter der Kirche – vor allem der ältere Klerus – sahen dies als Messzahl der Gläubigkeit an. Was soll sich da überhaupt ändern? Es ist doch alles in Ordnung!

Das ist jedoch nur die sichtbare Vorderseite der Medaille. Die Kehrseite benennt gravierende Mängel:

- Bei allen Messfeiern agierte der Zelebrant fern von den Gläubigen. Mit dem Rücken zum Volk sprach er im – vielen unverständlichen – Latein.
- Nur das Sonntagsevangelium und die nachfolgende Predigt wurden verstanden.
- Die Pfarre selbst beschränkte sich auf »Sakramentebewahrung« und auf die Funktion eines Standesamtes mit festgelegten Bürostunden. Der Kontakt beschränkte sich auf die Anmeldung von Taufen, Hochzeiten und Todesfällen. (Geburts- und Taufschein war ein einziges Dokument.) Außerhalb der Bürozeiten blieb die Pfarre verschlossen. Einzige Ausnahme: das Versehglöckchen. Da sich der Tod an keine Bürozeiten hält, war dies nur zu oft die einzige Möglichkeit, einen Priester zu rufen.
- Die Einführung zum Glauben geschah ausschließlich im obligatorischen Religionsunterricht. Das genügte. Der Pichler-Katechismus begleitete viele Jahre alle Volksschüler. Im schlimmsten Falle mussten bestimmte Passagen auswendig gelernt werden.
- Die Jugenderziehung lag in den Händen unzähliger katholischer Vereine. Das Angebot deckte praktisch alle Lebensbereiche ab: Vom Mädchenbund bis zum Hausgehilfinnen-Verein, von den Pfadfindern bis zum Turnverein – alles war vorhanden. Im ländlichen

Raum standen zusätzlich die freiwillige Feuerwehr und die Blasmusikkapelle zur Auswahl. Zwei katholische Vereine genossen besondere Gunst: der Mariazeller-Verein und der Rosenkranz-Verein. (Ein Wiener Stadtpfarrer zählte einmal die in seinem Pfarrgebiet tätigen und von ihm zu betreuenden katholischen Vereine. Er kam auf die Zahl 49!)

Kehren wir nochmals kurz zur Gestaltung der Messfeier zurück. Fragen wir nach dem liturgischen Gehalt. Die Auswahl fällt hier sehr bescheiden aus. Man unterschied im Normalfall:

- a) die »stille Messe« (an Werktagen die einzige Form). Das Glockenzeichen des Ministranten verkündete den jeweiligen Fortgang der Messe. Die meisten Gläubigen blättern in Gebetbüchern und gedachten ihrer persönlichen Anliegen.
- b) die Singmesse mit Orgelbegleitung; die an Sonn- und Feiertagen häufigste Form.
- c) die Rosenkranz-Messe (der Rosenkranz wurde von einem Vorbeter geleitet und während der gesamten Messe gebetet).
- d) das Hochamt (an besonderen Festtagen) – gestaltet von Chor, Orgel und Orchester.

Höchst selten verirrte sich ein Messteilnehmer an das Kommuniongitter, das gleichzeitig den Altarraum vom Betgestühl trennte. Empfang der Eucharistie glich einem Fremdwort. Das berichtet ein Ministrant sehr anschaulich:

Wir Ministranten mussten den Fortschritt der Messe durch Glockenzeichen der Gemeinde mitteilen. Nach der Priesterkommunion blickten wir verstohlen zum Kommunionsgitter, ob sich nicht doch ein Beter an die Stufen »verirrt habe«, um die Kommunion zu erbitten. Das war meist nicht der Fall. Rasch holten wir die beiden Kännchen, gleichzeitig ein deutliches Zeichen, dass der Zelebrant den Tabernakel nicht öffnen muss.

Eine Klarstellung erscheint erforderlich: Es entsteht der Eindruck, der Klerus führte damals ein bequemes Leben. Dem war nicht so. Die verpflichtende Morgenmesse, Religionsunterricht in der Schule, Friedhofsdienst an den Nachmittagen, abendliche Andachten und hernach vielleicht eine Vereinsverpflichtung. Der Tag war ausgefüllt. Erschwerend wirkte zusätzlich, dass vor allem die Kapläne für die eigene Verpflegung selbst aufkommen mussten: einkaufen, kochen, abwaschen usw. Einen gemeinsamen Mittagstisch gab es in den wenigsten Pfarren ...

Natürlich gab es Unterschiede zwischen den von Weltpriestern oder Ordensleuten betreuten Pfarren – von Großstadtpfarren und solchen in ländlichen Gebieten.

EINE »VERZÖGERTE« REVOLUTION

Im Normalfall entwickelt sich eine Revolution schlagartig. Das Pulverfass explodiert. Menschenmassen werden mobilisiert.

Kirchliche Uhren gehen etwas anders. Tiefgreifende Veränderungen benötigen hier Jahre oder Jahrzehnte. Wohlwollende umschreiben dies mit dem Satz: Gut Ding braucht Weile. Kritiker urteilen härter: Rom bremst.

Es verwundert daher, dass von vielen die neuen theologischen Sichtweisen – die Inhalte der »sanften« Revolution – bis heute noch nicht im gesamten Umfang wahrgenommen, geschweige denn auch gewürdigt wurden.

Ein simples Beispiel möge hier hilfreich angefügt sein, um die »theologische Umpolung« zu erkennen:

In der Zwischenkriegszeit (und oft auch noch danach) setzte der Pfarrer für seine Gemeinde eine sogenannte Volksmission an. Ein abendlicher Predigtzyklus wurde den Gläubigen angeboten. Spezielle »Standespredigten« ergänzten und vertieften die intensive religiöse Unterweisung. Die »Volksmission« war allseits beliebt. Man eilte zu den Predigten, zumal eigens geschulte Priester – meist Ordensleute – dafür erwählt und engagiert wurden. Wortgewaltig und eindrucksvoll waren die Ansprachen allzumal. Alle »Volksmissionen« der damaligen Jahre standen unter einem gemeinsamen Motto: »Rette deine Seele«!

An Außenwänden vieler Kirchen findet sich noch heute ein großes Holzkreuz mit der Aufschrift: »Rette deine Seele«. Es ist Erinnerung an eine durchgeführte »Volksmission«.

Was jedoch meist unbeachtet bleibt: Das Motto bedeutet gleichzeitig die bisherige Zielvorgabe eines christlichen Lebens: »Suche zuerst dein Heil!«

Welches Motto würde heute an solchen Kreuzen angebracht werden? Nächstenliebe, Gemeinschaft, Verantwortung für den Nächsten – für die Weltkirche?

Die theologische Trendwende wird klar sichtbar. Kenner umschreiben sie mit vier Worten: Vom Ich zum Wir!

VIELE DENKANSTÖSSE FÜHRTEN ZUM ZIEL

Es bedurfte vieler Initiativen, die schließlich die grundlegende Wende herbeiführten. Einige sind inzwischen sicherlich in Vergessenheit geraten. Andere sind hingegen dokumentiert – und man staunt, wie unterschiedlich sich die Zugänge zum Reformvorhaben gestalteten, die schließlich im II. Vatikanum als Allgemeingut der Kirche festgelegt wurden. Nur einige Fixpunkte seien hier exemplarisch angeführt:

1. Es galt, dem Laien den Gottesdienst zu erschließen. Die Spaltung zwischen dem allein handelnden Priester und dem sich nebenher fromm beschäftigenden Volk sollte überbrückt werden. Eine »tätige und verstehende Teilnahme« der zur Messfeier anwesenden Gläubigen schien erstrebenswert. Diese vorerst punktuell festzulegende Reformbewegung, die allgemein als »liturgische Bewegung« benannt wird, ist dem Beginn des 20. Jahrhunderts zuzuordnen. Zwei bedeutende Namen sind mit ihr untrennbar verbunden: Anselm Schott und Pius Parsch.
2. Ebenfalls am Beginn des 20. Jahrhunderts stellte Papst Pius X. die sonntägliche Eucharistiefeier ins Zentrum des Gemeindelebens und wünschte den häufigeren Kommunionempfang.
3. Papst Pius XI. rief in seiner Enzyklika »Ubi arcano« die ganze Welt zur »Katholischen Aktion« auf. Die Kurzformel lautete: »*Die Katholische Aktion ist die Teilnahme der Laien am hierarchischen Apostolat der Kirche*«.

Sein Nachfolger Pius XII. hat jedoch den Terminus »*Teilnahme*« durch den der »*Mitarbeit*« ersetzt und damit die Apostolat-Funktion der Laien deutlich abgeschwächt.² Selbst im Vatikan war man sich nicht ganz einig!

Wie auch immer: Was aus Rom kommt, bedarf in den Diözesen der konkreten Umsetzung. Allein wie soll das geschehen? Sowohl Kardinal Piffl als auch Dr. Innitzer wussten damit nicht viel anzufangen. Für sie genügte es vorerst, einen Dachverband aller bestehenden Vereine zu gründen. Ähnliches geschah praktisch in allen österreichischen Diözesen. Basta!

² DOK-Archiv, Institut für kirchliche Zeitgeschichte Salzburg.

Die eigentlichen Ziele der KA sind kaum in wenigen Worten zu umschreiben. Jedenfalls beehrte man die aktive Mitarbeit der Laien. Die bisherige Zweiteilung der Kirche in »lehrende« und »hörende« gehöre der Vergangenheit an. Das pastorale Motto »Rette deine Seele« genügt nicht mehr: Jeder hat in seinem Lebensumfeld missionarischer Christ zu sein. Eigentlich eine tolle Neuorientierung, die heute noch Gültigkeit besitzt!

Abermals sei die Frage gestattet: Ist diese angestrebte »Neuorientierung« bis an die Basis gedrungen? Das muss leider mit einem klaren »Nein« beantwortet werden. Neuerungen stören doch nur! Es klappte bisher ja so gut: Die Schulämter sorgten sich um den Religionsunterricht. Die Pfarrer und Kapläne wirkten als Mittler des Glaubens in den Klassen. Die Verbindung zur Pfarre geschah erstmals bei der Erstkommunionfeier. Messen und Andachten waren gut besucht. Weshalb also Neuerungen?

Die vorhandenen Dokumente bekunden zudem sehr deutlich die zwischenkriegszeitliche Rivalität:

- Die diözesanen Schulämter stützen sich auf den staatlich garantierten Bildungsauftrag. Die religiöse Erziehung der Kinder und Jugendlichen geschehe vorzüglich im pflichtmäßigen Religionsunterricht in den Schulen. Das genüge!

Die Zusammenfassung des Glaubensgutes war im »Katholischen Religionsbuch« von Wilhelm Pichler in biblischen Geschichten und Merksätzen zusammengefasst. Der Begriff »Liturgie« scheint dabei auf keiner Seite auf. Es ist demnach ein »Fremdwort«.

- Die in den neugegründeten »Seelsorgeämtern« tätigen (meist jungen) Priester und Laien wollten keinesfalls den Religionsunterricht in Frage stellen. Sie legten vielmehr großen Wert auf die religiöse Praxis, die in der Kirche erfolge: Die Kinder- und Jugendseelsorge sei Aufgabe der Pfarre. Sie habe in geeigneter Weise zu erfolgen – mit neuen theologischen Ansätzen. Gelebte Liturgie habe eine entscheidende Rolle zu spielen.

Welchen Problemen sich diese »junge Garde« gegenüber sah, schildert eine der ersten weiblichen Mitarbeiterinnen des »Wiener Seelsorgeamtes« eindrucksvoll:

»In diesen Zeiten waren wir die Jungen, Vorwärtsdrängenden, die alles besser machen wollten. Wir wollten abschaffen, was uns hohl und unrecht schien. Wir kritisierten Zustände und Menschen in der Kirche –

freilich nicht laut und öffentlich. Die eigene Schmutzwäsche vor Fremden zu waschen, wäre uns als Verrat an unserer Kirche erschienen. Ein unsauberer Kirchenraum aber tat uns ebenso weh, wie die damals wahrlich hässlichen Paramente, die Gipsstatuen oder verstaubten Krepp-Papier-Blumen am Altar. Was noch mehr weh tat, waren kirchliche ›Würdenträger‹, die sich im 20. Jahrhundert noch ähnlich benahmen wie seinerzeit etwa Fürsterzbischöfe, die gleichzeitig auch Landesherren waren. Es lag am System und an der jahrhundertealten Sitte in der Kirche, dass der einfachste Landpfarrer ebenso wie der neugeweihte Kaplan in der Stadtkirche für das Kirchenvolk der ›hochwürdige Herr‹ war, dass ihm die ›hohen Würden‹ seines Standes wegen zukamen, ja, dass die älteren Menschen des Kirchenvolkes noch in meiner Kindheit meinten, ihm die von seinem Bischof geweihten Hände küssen zu sollen ...

Freilich gab es in den Dreißiger Jahren längst auch andere kirchliche Persönlichkeiten, die für unsere Begriffe so waren, wie es uns gefiel: Bischöfe und Äbte, die den Ringkuss nicht mehr zuließen, die menschlich, herzlich und sozial eingestellt waren, wie viele Priester unserer Generation. Aber auch heute gibt es Pfarrherren, die ob ihres Theologiestudiums glauben, alles besser zu verstehen, als die in ihrem Fach versierten Laien ihres Pfarrgemeinderates.«³

Die hier angesprochenen »anderen kirchlichen Persönlichkeiten« bildeten die Vorkämpfer der liturgischen Bewegung. Erstes sichtbares Zeichen ihres Wirkens: In den letzten Vorkriegsjahren setzte sich die Betsingmesse in vielen Pfarren durch. Ein wirkungsvoller Versuch, die feiernde Gemeinde dem Geschehen am Altar näherzubringen. Für viel mehr reichte es vorderhand nicht.

Eine Kurzschilderung aus der Feder von Weihbischof Dr. Krätzl sei hier exemplarisch eingefügt:

»Ich habe von Kindheit an die Liturgie immer sehr geliebt und bin wohl auch ihretwegen Priester geworden. Dennoch wundere ich mich heute, wie früher Liturgie gefeiert worden ist. Die Messe hat der Priester an Sonn- und Werktagen immer ganz lateinisch ›gelesen‹, auch die Verkündigungsteile. Ich war stolz, wenn ich in meinem Schott-Messbuch jeweils die deutsche Übersetzung fand. Später war ich Vorbeter und Lektor in der Deutschen Betsingmesse und las gleichsam wie ein

³ J. GLASER / W. LUSSNIGG: Kinderpastoral, 11.

Dolmetsch der Gemeinde vor, was der Priester inzwischen lateinisch ›mit Gott redete‹ und wohl nur ihm zu verkündigen hatte. Bei einer ›Stillen Messe‹ lasen die liturgisch bewegten Gottesdienstteilnehmer in ihrem ›Schott‹ mit, andere beteten den Rosenkranz oder sonstige Gebete, die mit der Messe unmittelbar nichts zu tun hatten. Was der Priester am Altar tat, konnte man kaum sehen, er stand gleichsam als ›Ikonostase‹ vor dem ›heiligen Geschehen‹. Es ist ein grobes Missverständnis, wenn man ein ›Beiwohnen‹ bei der Messe, ohne etwas verstehen und sehen zu können, als mystisch bezeichnet.«⁴

DER PAUKENSCHLAG DER POLITIK

Mit dem Einmarsch Hitlers änderte sich schlagartig das Verhältnis von Kirche und Staat. Für die NS-Parteigenossen – den neuen »Herrenmenschen« – galt die Konfessionsbezeichnung: »gottgläubig«. (Der Begriff »hitlergläubig« wäre zutreffender gewesen!) Fatale Folge: Abschaffung des pflichtmäßigen Religionsunterrichtes in den Schulen. Gleich einem Hilfeschrei wenden sich die Bischöfe unseres Landes im September 1938 an die Eltern:⁵

„In Anpassung an die bereits im Altreich bestehende Regelung hat das Ministerium für innere und kulturelle Angelegenheiten, Abteilung 4 (Unterricht, Kultus und Volksbildung), angeordnet, daß zur Teilnahme am schulpflichtmäßigen Religionsunterricht, an Schulgottesdiensten, Schulandachten und ähnlichen religiösen Schulveranstaltungen kein Schüler gezwungen werden darf. Ein Schüler darf jedoch den religiösen Schulveranstaltungen fernbleiben, wenn er durch die dazu berechtigten Personen ordnungsgemäß abgemeldet wurde. Die Abmeldungen sind für Schüler vor dem vollendeten 14. Lebensjahre von den Eltern oder ihren gesetzlichen Vertretern vorzunehmen. Nach Erreichung des 14. Lebensjahres können die Schüler selbst die erforderliche Abmeldung erstatten.“

⁴ H. KRÄTZL: Sprung, 29.

⁵ DOK-Archiv, Aufruf von Kardinal Dr. Innitzer an katholische Eltern, September 1938.

Katholische Eltern! Diese Verfügung wird von selbst zur starken Mahnung an eine schwere Gewissenspflicht, die Ihr an Euren Kindern zu erfüllen habt. Ihr sollt Euren Kindern nicht den Glauben Eurer Väter, in dem Ihr selbst groß geworden seid, verschließen, den Glauben, der ihnen im Leben Richtung und Kraft geben wird. Ihr dürft Eure Kinder nicht vom Quell des übernatürlichen Gnadenlebens fernhalten. Denn immer wieder soll neue Lebenskraft der Gnade Euch selbst wie auch Euren Kindern weiter zufließen aus der Teilnahme an den religiösen Übungen und aus dem Empfange der heiligen Sakramente.

Bei diesem ersten Schritt zur Behinderung der religiösen Erziehung der Jugend blieb es nicht. Weitere Repressalien folgten. Das Ziel der NS-Regierung war klar: Ausschaltung jeglichen kirchlichen Einflusses auf die Jugend. Nur die Ideologie des Nationalsozialismus habe fortan Berechtigung!

SCHUBLADIERTES ERWACHT ZUM LEBEN

Erstaunliches geschah. Die fast zum Dornröschenschlaf verdammten Seelsorgeämter reagierten ungewohnt rasch. Sie besaßen ja seit Jahren fundierte Richtlinien für die Kinder- und Jugendarbeit. Nur kamen sie nie zum Tragen. Sie galten vielmehr als unrealistische Utopien. Doch nun war alles anders. Wenige Wochen nach der Euphorie des Anschlusses an das Reich erschienen im Mai/Juni 1938 sehr detaillierte »Arbeitsvorschläge« – ausgearbeitet von der bisher so wenig beachteten jungen Seelsorgerschar, die sich in den Seelsorgeämtern zusammenfand. Ausdrücklich werden in diesem Papier konkrete Arbeitsvorhaben angeführt: Kinder- und Jugendmessen und -predigten, Andachten, Missionen, Exerzitien. Zudem wurde im Herbst 1938 mit einer intensiven Schulung von Laienhelfern und -helferinnen begonnen. Vordringliches Ziel aller kirchlichen Bestrebungen angesichts der politischen Bedrohungen: Sorge um die religiöse Erziehung der Kinder und der Jugend. Diese könne nur sinnvoll erreicht werden, wenn sich

die Pfarrhöfe öffnen, die Liturgie verständlicher und lebendiger werde. Junge Menschen sollten eine neue, frohe und ungezwungene Gemeinschaft vorfinden. Oberstes Ziel: Die neue Mitte sei der Altar. Eine neuartige Altargemeinschaft müsse verwirklicht werden. Es war dies der »Durchbruch der liturgischen Bewegung«.

ZAGHAFFE SCHRITTE

Nur die wenigsten Jugendlichen konnten den lateinischen Texten der bisherigen Messliturgie folgen. Die Zahl jener, die höhere Schulen besuchten und Latein lernten, war noch sehr gering. Das Verständnis zu wecken, gab es dennoch ein einfaches Mittel: Das (bislang stiefmütterlich behandelte) Schott-Messbuch wurde Allgemeingut junger Menschen. Nun las man die lateinischen Texte deutsch mit. Ob Sonntags-Schott oder gar der große Jahres-Schott – er war Begleiter zu den Jugendmessen.

Dabei blieb es nicht. Der Mut einiger aufgeschlossener Priester wuchs – das Lektorenamt wurde eingerichtet und aufgewertet. Vorerst blieb es bei den Lesungen, doch das war nur der Anfang. Der Improvisation blieb es überlassen, neue Wege zu beschreiten.

Vor allem die »verschworene Gemeinschaft der Jugend« bildete eine »treibende Kraft«: Sie scharte sich um den Altar, der in Unterkirchen und Kapellen nahe an die Gläubigen heranrückte. Gebete und Gesänge richteten sich nach dem Ablauf der Liturgie des Zelebranten.

REALISTISCHE EINSCHÄTZUNG

Zählte dieser »Aufbruch« zum Allgemeingut einer (von außen aufgezwungenen) neuen pastoralen und liturgiebewegten Entwicklung, die nun endgültig ankam? Rückblickend müssten wir das bejahen. Es gibt nur wenige schriftliche Dokumente aus dieser Zeit. Es war damals aus einsichtigen Gründen verpönt, statistische Unterlagen festzuschreiben. Nur wenige befinden sich im Archiv. Die lassen jedoch einige Schlüsse zu:

Sicher gab es gewaltige Unterschiede zwischen den überschaubaren Pfarren des ländlichen Bereiches und den anonymen Großstadtpfar-

ren. Ein gewisser Trend ist dennoch feststellbar: Nicht jeder Pfarrer scharte junge Menschen um sich. Die Aufforderung der Seelsorgeämter wurde teilweise ignoriert oder schubladiert. In einer Diözesanstatistik aus dem Jahr 1939, die uns vorliegt, wird beinah festgelegt: Etliche Pfarren verweigern jegliche Kinder- und Jugendseelsorge, andere sind nur sporadisch tätig – nur wenige werden als hervorragend eingestuft!

Noch im Jahr 1941 wandte sich Kardinal Innitzer in einem Schriftstück – »Richtlinien« genannt – an Pfarrer und Kapläne:

»Liebe hochwürdige Mitbrüder!

Es bedarf wohl keiner weiteren Ausführung mehr, dass diese Anordnung, soweit sie nicht bloße Wünsche sind, unbedingt durchgeführt werden muss. Ich kann als Bischof unmöglich schweigen, wenn ich höre, dass in manchen Pfarren die Kinder- und Jugendseelsorge noch immer als die private Arbeit Einzelner betrachtet wird. Sie muss Aufgabe der gesamten Pfarrseelsorge sein, die auch alle notwendigen Behelfe und Hilfsmittel zur Verfügung stellt ...

Die Anordnungen sind den bw. Herren Kaplänen mitzuteilen!«⁶

Dieses klagende Rundschreiben zeigt auf: Kinder- und Jugendseelsorge geschah nicht flächendeckend. Bequemlichkeit, Vorsicht und Angst hemmten.

JUGEND ALS WEGBEREITERIN DER LITURGISCHEN BEWEGUNG

Den Gebrauch und die Wertschätzung der Liturgie – für das gläubige Volk allgemein zugänglich – darf sich die Jugend in den Pfarren als ihren großen Verdienst verbuchen. Allgemein wurde sie damals und später als »Pfarrjugend« benannt. Langsam und zögerlich übertrug sich das neue liturgische Verständnis auch auf die bisher traditionsbewusste ältere Generation. Nicht ohne Einwände, wie die verbürgte Geschichte berichtet. Sie wurde aus der Nachkriegszeit aufgezeichnet und zeigt einerseits das differenzierte Urteil des Ortsbischofs und andererseits die Beharrung auf bisher übliche Messgepflogenheiten:

Eine eifrige Beterin fühlte sich vom Lektor, der Texte der Messe deutsch vortrug, in ihrer persönlichen Andacht gestört. Das gab es doch bisher nicht. Das soll der Bischof doch abstellen. Sie beschwerte

⁶ DOK-Archiv, Salzburg.

sich. Kardinal Dr. Innitzer zitierte den angesehenen Jugendseelsorger ins Palais. Nach der Befragung, ob er Lektoren bei der Messe einsetze, meinte der Bischof zum Kaplan: Sie wissen es ja, dass Rom ein solches Vorgehen nicht gutheißt. Ich muss Ihnen das als Bischof sagen!

Aber – machen Sie weiter so, es ist ganz richtig!⁷

Es folgte noch ein langer Weg. Neue Gesangbücher, Andachtstexte, Bibelübersetzungen usw. halfen bei der liturgischen Erneuerung, die heute nicht mehr zur Diskussion steht.

Am 4.12.1963 wurde während des II. Vatikanums das Liturgieschema feierlich verabschiedet. Die Landessprache wurde als »eine beglückend reiche Ernte, die in den letzten Jahrzehnten unter dem Anhauch des Heiligen Geistes herangereift war«, seitens der Konzilsväter gelobt.

Es darf freudig festgehalten werden: Die ursprünglich utopisch klingenden Ideen der Verfechter der liturgischen Bewegung – von Anselm Schott bis Pius Parsch – reiften schlussendlich zur vollen Entfaltung heran. Wer hätte dies noch vor 80 oder 100 Jahren für möglich gehalten?

QUELLEN

DOK-Archiv, Aufruf von Kardinal Dr. Innitzer an katholische Eltern, September 1938.

DOK-Archiv, Dr. Franz Gestaltmeyr, Lebensbilder.

DOK-Archiv, Institut für kirchliche Zeitgeschichte Salzburg.

Nachlass Dr. Rudolf, Archiv der Erzdiözese Wien.

LITERATUR

GLASER, Johann / LUSSNIGG, Willy: »Aus der Geschichte der Kinderpastoral der Erzdiözese Wien«, Wien–Salzburg 1985.

KRÄTZL, Helmut: Im Sprung gehemmt. Was mir nach dem Konzil noch alles fehlt, Wien 1998.

⁷ DOK-Archiv, Dr. Franz Gestaltmeyr, Lebensbilder.